

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 29

Artikel: Eine Reitstunde
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

19. Juli 1919

Schein und Wirklichkeit

Von Gottfried Keller.

1.

In Mittagsglut, auf des Gebirges Grat
Schließ unter alten Sichten müd ich ein;
Ich schlief und träumte bis zum Abendschein
Von leerem Hoffen und verlornen Tat.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht ich spät,
Gerötet war ringsum Gebüsch und Stein,
Des Hochgebirges Eishaupt und Gebein,
Der Horizont ein sprühend Feuerrad.

Und rascher fühlt ich meine Pulse gehen,
Ich hielt die Glut für liches Morgenrot,
Erharrend nun der Sonne Auferstehen.

Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod.
Die Nacht stieg auf mit frostig rauhem Wehen
Und mit dem Mond des Herzens alte Not.

2.

So manchmal werd ich irre an der Stunde,
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;
Es gärt und tost, doch mitten auf dem Grunde
Ist es so still, so kalt, so zugeschnit!

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?
Es rollt heran und schleudert, o wie weit!
Euch rückwärts. — Ihr versinkt im alten Schlunde.

Doch kann ich nie die Hoffnung ganz verlieren,
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,
Zu schlafen, zu durchwachen, zu durchfrieren!

So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen,
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,
Und sieh: Schon bricht es rot aus Wolkenäumen!

Eine Reitstunde.

Von Ernst Zahn.

Der achtjährige Herzog von Burgund saß in einem der rotseidenen Sessel mit den Goldlehnen und schaute vor sich hin ins Leere. Die zarte Gestalt des fürstlichen Knaben hatte etwas von der Zerbrechlichkeit der Nippfassen und Möbelstücke, die das Zimmer füllten, der Porzellanstatuetten und Vasen, der Tische mit den geschmeidigen Beinen und der Spiegel mit den Schnörkelrahmen. Zu den bunten und heißen Farben der Polster und Portieren stand die Erscheinung des Kindes in einem erstaunlichen Gegensatz. In schwarzen Samt gekleidet, die schlanken, in schwarzen Seidenstrümpfen steckenden Beine hochgezogen saß der Herzog in dem hochlehnigen Stuhl. Sein leichtgelocktes Haar war so schwarz und weich wie sein Gewand, nur des Glanzes entbehrte es und stach von der Seide der Stuhllehne ebenso scharf ab wie die schöne, schneeweiße Stirn und die langen, feinen Finger, die in nervösem Spiel an den Armstützen des Sessels auf- und niederglitten.

Durch ein hohes, von den Vorhängen halbverdecktes Fenster schaute der blaue Tag, Sonne, gedämpft von einem leisen Nebelschleier, der über Versailles spannt, und drang das Geräusch von Hufschlägen.

Der Herzog hob sich ein wenig im Stuhl und suchte mit den dunkelbraunen, ausdrucksvollen Augen das Freie. Das war der Vater, dachte er, der Dauphin Ludwig, der da mit seinem Gefolge einen Ritt durch den Park antrat! Er war eben noch hier im Zimmer gewesen und seine, des Herzogs Stirn war noch feucht von dem Kuß, den jener vor dem Fortgehen darauf gedrückt hatte.

„Warum kann ich nicht reiten lernen?“ hatte der kleine Herzog gefragt.

„Wenn du stärker und größer bist, wirst du es können“, hatte der Vater geantwortet.

Der Herzog dachte nach. Er war nicht sicher, daß das, was der Vater gesagt hatte, sich erfüllen würde. Die

Bringen des königlichen Hauses saßen früh zu Pferde, ihn hatte man noch nie zum Unterricht zugelassen. Manchmal stand in den Augen der stolzen Mutter ein seltsamer Ausdruck, halb der tiefen Sorge, halb des Bedauerns. An den mußte er jetzt denken, und es war ihm wie eine Bestätigung seiner Furcht, daß des Vaters Wort sich nicht erwahren werde.

Das königliche Kind ließ sich in die Polster zurück-sinken und betrachtete die durchsichtigen Hände. Es schauerte zusammen. Als ob die Entdeckung seiner körperlichen Schwäche ihm das Alleinsein zur Unbehaglichkeit mache, schaute es sich in dem überladenen ausgestatteten Gemach fast furchtsam um. Wie stille es war! Wo waren die andern alle! Sie würden einen strengen Verweis bekommen, die Männer und Frauen des persönlichen Dienstes, wenn man erführe, daß er schon fünf Minuten oder länger allein geblieben war! Die Bilder an den Wänden glockten ihn an. Die Büste des Großvaters, des Königs selber, starrte mit den glanzlosen Augen nach ihm, als entsetzte sie sich. Grauen befiel das Kind. Sein Herz klopfte plötzlich heftig. Dann glitt es hastig vom Stuhl, um nach der Tür zu eilen. Im gleichen Augenblick öffnete sich diese jedoch, und der Marquis de la Haie trat ein.

„Mon Dieu“, sagte der Knabe. Sein wie zum Weinen verzogenes Gesicht hellte sich jäh auf. Dann lachte er.

„Königliche Hoheit sind ganz allein?“ fragte der Marquis bestürzt.

Der Herzog reichte ihm die Hand. „Ich habe mich gefürchtet“, gestand er, halb beschämt, halb belustigt.

„Wer hatte den Dienst?“ fragte der Marquis streng.

„Die d'Albon“, antwortete der Knabe. „Aber sie ist nicht schuld. Ich sandte sie zur Mutter hinüber.“

Er zog den Marquis zu einem Sessel. „Werde ich reiten lernen können?“ fragte er, mit seinen Gedanken dort wieder anlangend, wo sie vorher sich festgehaft hatten.

„Sicher — mit der Zeit“, entgegnete der andere ehrlich. Er stand vor dem schwächlichen Kinde wie ein mächtiger Baum. Aus seinem kühnen, glatten Gesicht schaute die Gutmütigkeit. Das Hofgewand verbarg die Tatsache nicht, daß ihm die Kriegsrüstung besser stand.

„Sie werden mich lehren, Marquis“, bat der Herzog, er umspannte mit den Armen die beiden schweren Schultern des Erziehers. „Sie werden wissen, wann ich stark genug bin.“

Der Marquis neigte sich herab. Eine väterliche Zärtlichkeit strahlte in seinen stahlgrauen Augen. Er liebte das edle Kind, dessen Geist in alle Höhen flog und die Ritterlichkeit besaß, deren Forderungen der kränkliche Körper noch nicht völlig zu erfüllen vermochte. „Wir werden beginnen“, tröstete er, „wir werden beginnen. Und wenn wir es auch am Holzpferde lernen müssen.“

Der Herzog streichelte ihm die Hände. „Der Vater ist fortgeritten“, sagte er. Aber seine Gedanken waren nicht bei den eigenen Worten, sondern streiften ins Weite. Plötzlich bat er: „Ich möchte jetzt gleich das Schaukelpferd haben.“

Der Marquis erhob sich, ging zur Türe und sprach ein paar Worte mit dem Diener, der draußen auf Befehle wartete. In diesem Augenblick kam die alte Gräfin d'Albon

zurück. „Ich fand den Herzog ganz allein“, sprach de la Haie sie noch im Flur an.

Die Gräfin antwortete: „Ich wollte früher zurück sein. Aber —“ fügte sie vertraulich hinzu, „der Herzog wird uns nicht verraten, Marquis.“

„Kein Grund für uns, in seinem Dienst lässig zu sein“, entgegnete der andere mit ehrlicher Verbheit.

Die d'Albon errötete unter der Schminke, dann überfiel sie das königliche Kind mit einer Flut von zärtlichen Worten.

Der Diener kam zurück und brachte dem Marquis eine Meldung. Dieser verneigte sich lächelnd vor dem kleinen Herzog. „Unser Bukephalos wartet, Hoheit.“

Der kleine Herzog sprang ihm an die Hand. „Wir gehen reiten“, warf er, zur Gräfin gewandt, hin, und als diese ihm folgen wollte, hob er mit einer wunderbar überlegenen Bewegung die schmale Hand und sagte atklug: „Es ist nicht für Frauennerven.“

Sie bog sich tief, warf sich dann, ein Buch ergreifend, in einen Sessel und blieb zurück.

Der starke, kriegerische Mann und der fürstliche Knabe durchschritten einen langen, von zwölf Fenstern erhellten Flur. Auf den Marmorfliesen hallten die Schritte des Marquis hart, die des Herzogs waren leise und schwebend. Die Tageshelle überströmte sie, und es war, als ginge ein Elf neben einem Bären.

„Ich will den Vater bitten, daß er Sie immer bei mir läßt, Marquis“, schmeichelte der Knabe unterwegs. Dabei hob er die Augen zu denen de la Haies, und es funkte eine fast leidenschaftliche Zärtlichkeit vom einen zum andern.

Sie kamen in einen Saal, in dem nur wenige hohe Sessel an den mit Stukkaturen geschmückten Wänden standen. Von der reichen Decke hängten schwebende Putten ihre plumpzierlichen Füßchen. Rotsamtene Vorhänge ließen nur einen Teil des Lichtes der hohen Fenster herein. Auf einer Goldkonsole schlug eine kunstvolle, mächtige Uhr ihren lauten Pendeltakt. Auf dem vielfarbigen Marmorboden stand in der Mitte ein Schaukelpferd. Es hatte die Größe eines wirklichen Pferdes. Ein Holzbildhauer hatte es geschnitten, der Hoffattler es aufgezüunt. Zwei Diener standen daneben, es in Bewegung zu setzen.

Der Herzog sah sich um. „Ich will heute keine Zuschauer“, sagte er eigenwillig und nahm dem einen Lakaien die zierliche Reitgerte mit dem Goldknopf ab, die dieser hielt.

„Geht! Geht!“ winkte er mit beiden Händen, das ernsthafte Gesicht von einem freundlichen Lächeln durchwärmt.

Die Diener blickten auf den Marquis.

Der winkte nur, und sie verschwanden unter Büdlingen.

Der Knabe maß die Steigbügel an seinen Armen. Dann betrachtete er das Pferdespielzeug mit Geringschätzung. „Wir hätten jene doch nicht fortschicken sollen“, sagte er. „Wer soll dem Holz das Leben geben?“

„Ich“, erwiderte der Marquis und reichte dem Herzog die Hand zum Aufsteigen.

Dieser schwang sich hinauf; auf seinen Wangen erschienen zwei rote Flecken. „Ein richtiges Pferd würde nicht still stehen“, meinte er im Ton halb des Unwillens, halb des Bedauerns.

„Da können wir helfen“, tröstete der Marquis und ließ den Knaben wieder absteigen. Dann schaukelte er mit der Linken das Holztier und half jenem mit der andern abermals hinauf, während das Pferd sich in Schwingung befand. Die Augen des königlichen Kindes bekamen Glanz. „So kann es niemand wie Sie“, lobte er fröhlich.

Der andere begann ihn zu lehren. Wie er die Schenkel zu schließen, wie er frei und leicht auf dem Pferderist den Sitz zu nehmen habe, wie man die Zügel halte und wie man ein wirkliches Tier zum Trab und zum Galopp bringe. Er, der weit mehr Soldat als Höfling war, geriet in Eifer. Er erzählte von den Eigenschaften edler Pferde und suchte im Spiele an dem ungefügen Holzwerk das Wesen eines solchen zu verdeutlichen. Er schaukelte den Knaben, langsam zuerst, dann hastiger.

„Nicht zu wild, Marquis“, schrie das Kind lachend. Dabei verlor es den einen Steigbügel und schwankte etwas zur Seite, wurde aber von de la Haie mit raschem Griff gehalten.

„Das muß alles gelernt sein, Hoheit“, ermunterte der Marquis. Er glaubte aus dem fürstlichen Zärtling einen Reiter wohl machen zu können. Ja, sein Ehrgeiz ging weiter. Er bewunderte das kluge Kind und, was an ihm lag, sollte geschehen, um den Thronerben Frankreichs zu einem Manne zu erziehen.

„Mut“, sprach er ihm wieder zu. „Zuweilen bockt ein solcher Gaul. So zum Beispiel!“ Er gab dem Holztier so heftigen Schwung, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Des Herzogs Mund prekte sich zusammen. Die farblosen Wangen röteten sich, ein kaum merkbares Zucken der Nasenflügel deutete auf ein wenig tapfer verhehlte Angst.

„Das geht ja herrlich“, lobte de la Haie, vor Anstrengung keuchend, „bald können wir es auf einem wirklichen Tiere versuchen.“

Da hob sich das Kind im Bügel. „Ja“, rief es, in Stolz aufleuchtend.

Es war jetzt Ernst in das Spiel gekommen. In diesem Augenblick aber — geschah es durch einen Mißgriff de la Haies, einen plötzlichen Ruck, den das Spielzeug erfuhr oder einen Schwindelanfall des Herzogs — fiel der Knabe plötzlich hintenüber und stürzte, sich überschlagend, schwer auf den steinernen Boden. Der Marquis wurde weiß wie der Tod. Seine Puderperücke verschob sich, so rasch und hastig sprang er nach hinten.

Der Herzog lag reglos da.

Der Erzieher beugte sich zu ihm. Er griff mit zitternden Händen nach dem schwarzlockigen Haupte.

Da schlug der Knabe die Augen auf. Ein wenig verwirrt schaute er um sich. „Mein Gott“, stammelte de la Haie. „Mein Gott!“

Das Kind erkannte ihn und schaute ihn so voller Güte und so voller Schmerz an, daß es ihm den Atem verschlug.

Er hob den Gestürzten auf, der ächzend und kraftlos in seinen Armen lag.

„Saben Hoheit sich weh getan?“ fragte er und trug



E. Würtemberger: Die Stromer.

den Herzog nach einem der Wandstühle. Einer Mutter Stimme konnte nicht zärtlicher und ängstlicher klingen.

„Es tut sehr weh“, antwortete der Knabe.

De la Haie betastete den zarten Körper.

„Ich bin wie gebrochen“, klagte der Herzog leise. Der andere stöhnte wie ein Tier, dem ein Speiß im Leibe sitzt. „Ich werde Sie zu Bett bringen. Ich werde den Arzt holen, ich werde —“

Er stockte. Es überlief ihn kalt. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er an dem Unglück schuld war und daß er die Verantwortung tragen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Keller.

Zu seinem hundertsten Geburtstage, 19. Juli 1819.

(Schluß.)

Von Heidelberg setzte der nun Dreißigjährige den Wanderstab weiter und zog, da sein Bildungstrieb wegen der Revolution von 1848 in der badischen Stadt nicht ganz auf seine Rechnung gekommen, er auch in der Liebe zu einer dortigen Professorstochter unglücklich geblieben war, 1850 nach der preussischen Hauptstadt Berlin, auch dort zunächst noch im Genuß eines Zürcher Staatsstipendiums. Besonders das Theater lockte ihn dorthin; er wollte ja ein rechter Dramatiker werden und in der ersten Zeit besuchte er mit Eifer und Begeisterung viele Vorstellungen alter und neuer Stücke, machte gründliche Studien über das Gesehene und beschäftigte sich lange mit eigenen dramatischen Plänen, aus denen aber nie etwas Rechtes geworden ist. Fast sechs Jahre ist Keller in Berlin geblieben; er war viel für sich, und wenn er Gesellschaft aufsuchte, so waren es eher Schweizer